

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 80 (1954)
Heft: 43

Artikel: Friedel
Autor: N.O.S. / Kobel, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-493988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Friedel

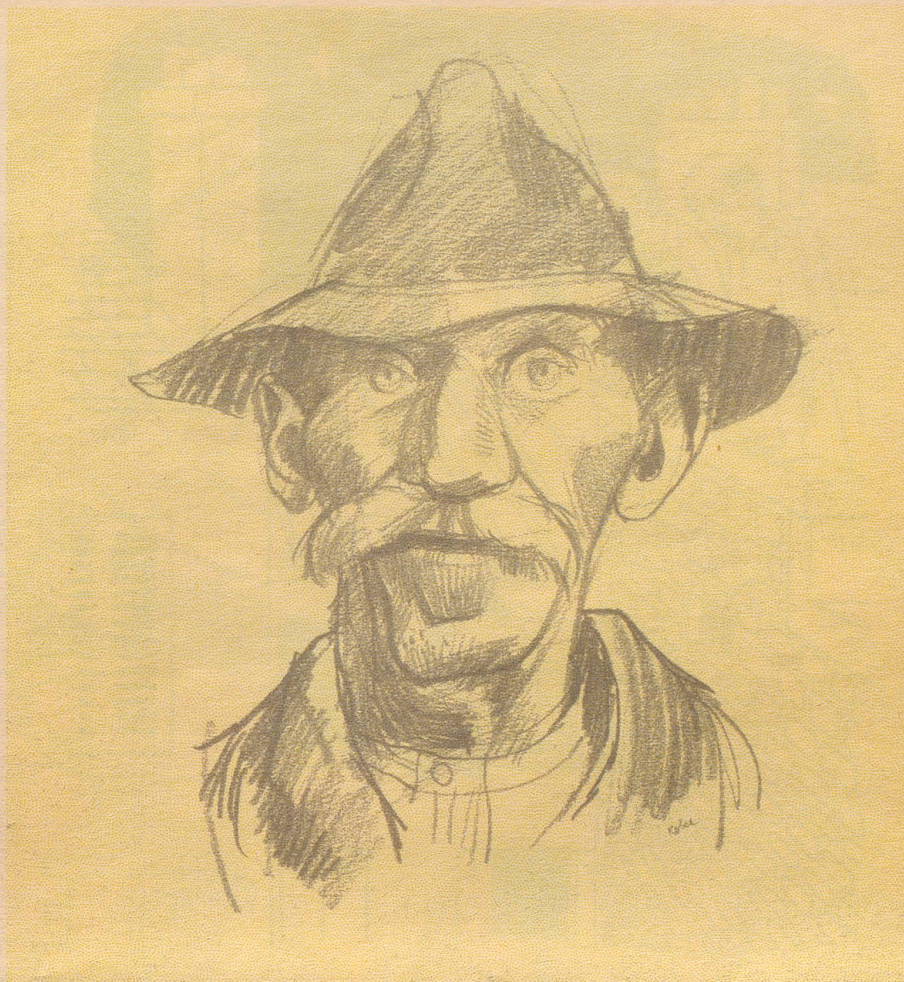
Er war zeit seines Lebens ein armer Tropf, weder mit Gütern des Geistes noch mit jenen, die in der Bank Zinsen tragen, gesegnet. Was er hatte, war ein gutmütiges Herz, eine große Leibeskraft, und, last but not least – hier einmal stimmt dieser, so oft mißbrauchte Ausdruck – einen Durst von jener Sorte, die sich nur mit «Geistigem» zufrieden geben kann. Er hatte nie geheiratet und das war recht gut, denn was anderes als Not und stilles Elend hätte eine Frau an seiner Seite je erleben können? Er hauste in einer kleinen ebenerdigen Stube, an die sich ein primitives Chucheli, das nur zu selten benutzt wurde, anschloß. Was er brauchte, um die kleine Miete zu bezahlen, sich zu ernähren und zu kleiden; was er aber vor allen Dingen nötig hatte um seinen Durst, der gleich nach dem Dach über dem Kopf zu seiner größten Ausgabe führte, zu stillen, das verdiente Fritz, von den Leuten nur «ds Fritzi» oder «der Friedel» genannt, durch Tagelöhnern.

Für unseren männerlosen Haushalt arbeitete er oft, er machte die gröbere Gartenarbeit, er zerkleinerte das Holz und vor allem, er ging für uns ans «Gmeiwärch», das sich in unserer Gemeinde damals noch durch keine Geldsumme ablösen ließ. In unsere Wirtschaft aber kam er fast nie um wirklich etwas zu konsumieren, denn wir führten grundsätzlich kein Bätziwasser und gaben Mannen, die angetrunken waren, nie etwas anderes als Kaffee (ohne avec) und heiße Suppe, lauter Dinge, die Friedel gar nicht ins Konzept passen wollten. Wenn er zur Seltenheit – quasi im Vergeß – doch erschien und wir ihm allen geistigen Beistand versagten, war er imstande, protestierenden Tones meine Mutter zu mahnen: «Ier siid den öppe kein rächti Wirti, nei, das siit der nid ...», und den Kopf über so viel Verstocktheit und Unverständnis zu schütteln. Mutter pflegte ihm zu antworten: «Un Ier siit den öppa kein rächte Gascht, nei, Fritz, das siit der nid ...» und ihn in die Küche zu Kaffee oder Suppe zu bugsieren.

Dort versuchte er gewöhnlich noch einmal, ihr Herz zu erweichen, indem er sagte, er habe doch sooo einen Durst. Und wenn Mutter ihm antwortete, er habe genug, gab er ihr regelmäßig die klassische Antwort: «I gnuet? I han no nie gnuet ghäben –»

*

Nach und nach untergrub der Fusel, den er sich anderwärts zu Gemüte führen durfte, solange er einen Rappen Geld hatte, sein letztes Restchen Grütz, auch



ein gut Teil seiner körperlichen Kräfte, aber wir beschäftigten ihn weiter, so gut es ging. Wenn er etliche Tage bei uns oder andern gutmütigen Leuten geschafft hatte, gab es eine Pause, während welcher man von Fritz nichts sah, weil er in der düsteren Pintenstube in einem Winkel saß und seine Fränkli in Schnaps umsetzte, was er ganz zahm und still tat – bis er auf die Straße an die frische Luft kam. Dann hörte man ihn – weit und deutlich genug, weil er dann immer sein Potpourri sang, von allen Liedern die er kannte, und er kannte ihrer nicht wenige, immer eine oder höchstens zwei Strophen. Stand es ganz schlimm um ihn, dann reduzierte er sein Repertoire auf zwei Verszeilen. Er begann und schloß seinen Kantus immer mit: «Einst liebte ich ein Määädchen, wies jeder Jüngling tuuuut –» Und war, so beduelt er auch sein mochte, nie ordinär oder gar grob. Auch haben wir von ihm, solange wir ihn auch in allen seinen Stadien kannten, nie ein dreckiges Wort vernommen. Fluchen konnte er auch nicht.

*

In jener Zeit geschah es nun einmal, daß er bei uns antrat, um das Holz zu besorgen. Mutter stand neben dem Scheitstock, als er gesägt hatte, und sagte zu

ihm: «So, Fritz, jetzt solltet Ihr das grobstige Holz für die Waschküche, nur wenig zerkleinert, hierher werfen, das normale Holz für die Stubenöfen hier und in jenen Winkel dort werft Ihr die dünnen Scheitlein, die brauchen wir fürs Spänemachen zum Anfeuern. Das letztmal habt Ihr alles durcheinander auf den gleichen Haufen geworfen und die Kinder mußten aussortieren. Wenn Ihr wollt, so geht's in einem –»

Da schaute der gute Friedel meine Mutter aus seinen himmelblauen, bereits ziemlich verschwommenen Augen besorgt an und sagte: «Bhietis, bhietis, am Welen lägs mer nid ... aber gschoud, da derfür sellt mu ja gwiß, gwiß es Hirni han, so groß wien en Loubhutta!»

Mutter trat resigniert den Rückzug an, Friedel hatte gesiegt.

Aber sein «Hirni wien en Loubhutta» ist uns treu geblieben. Mit ihm läßt sich's gar gut lachend eine zu große geistige Zumutung refüsieren.

Oder: sollte man nicht so ein «Hirni» haben, wenn man politische und andere Rätsel unserer Zeit ergründen möchte? Vor ihnen stehen wir doch genau so hilflos – wenn auch nicht aus dem relativ harmlosen Grunde, (leider! möchte man fast sagen) wie unser Friedel, als ihm Mutters Holzordnung zu schaffen gab.

N. U. R.